

Homilie zu Lk 17,5-10  
27. Sonntag im Jahr (LJC)  
7.10.2001 St. Laurentius

Liebe Gemeinde,

dies Evangelium, das wir eben gehört haben, ist doch fürs erste ein ärgerliches Wort. Aber das ist immer das Signal dafür, daß wir uns aufgefordert fühlen sollen, hinzuschauen und hinzuhorchen und einzudringen, bis wir erkennen können, wovon da die Rede ist. Und dann ist es etwas sehr großartig Einleuchtendes: Wir werden geboren und vom ersten Schnaufen an ist es nun einmal so, daß wir uns einkrallen in den Boden unseres Lebens, Fuß fassen, zugreifen, Sicherheiten schaffen, wurzeln. Verwurzeln wollen wir uns, und je tiefer je besser. Und so sind wir am Ende das, was im heutigen Evangelium geschrieben steht: **Wir sind wie so ein Maulbeerbaum, eingekrallt und tief verwurzelt**, den wirft nichts um. Das ist das erste, was uns noch einleuchten mag. Wo es jemand nicht gelungen ist, ist es bedauerlich, aber das ist die Richtung, in die wir drängen.

Aber dann das zweite. Da ist die Flut - "das Meer" hat es geheißen - und die ist feindlich. Die Flut zählt im AT neben Dürre, Finsternis und Tod zu den Erzfeinden für uns Menschen, die Flut ist nie etwas Gutes. Übersetzen wir das Bild in unsere Erfahrungswelt, dann heißt das Leid, Leid und noch einmal Leid, Bedrängnis, Nöte, Sorgen, Ängste, Schreien. Wer wollte es leugnen! Und das umgibt uns und frißt am Boden, in dem wir uns verwurzelt haben.

Und nun kommt etwas Eigentümliches: Während wir nun Dämme bauen und Abwehr um Abwehr organisieren, sagt der Text: Es gilt, sich im Meer des Leids, in der Flut einzupflanzen. Ihr müßt das Leid, die Not, die Bedrängnis wie etwas nehmen, was euch noch zugute kommen soll. Denn jeder Maulbeerbaum, festgekrallt, sicher - einmal muß er denn dann doch sterben. Und das ist die Verkündigung: Wir pflanzen uns ein im Leid, im Kummer, in der Sorge, in der Not. - Das kann doch kein Mensch, das kann man nicht, wie sollte das gehen? Der ganze Lebensinstinkt wehrt sich dagegen! Und da nun das Evangelium: Mitten im Leid ist Er, unser Herr Jesus Christus. Er ist im Leid, in der Not, in der Sorge, in der Bedrängnis, in der Angst, in unserm Schrei, in der Klage. Jetzt braucht's nur eins: **Wenn uns das Leid umgibt, im Bild der Flut gesprochen: zu ertränken versucht, dann an Ihn uns klammern**, auf Ihn setzen, zu Ihm hin rufen und schreien. Da kommt unsere skeptische Frage: Na und, was dann? Und dann heißt die Botschaft eben, wir kennen sie ja längst: Er hat das Leid bestanden, er ist durch, **er ward erweckt aus dem Tode und lebt**.

Und nun das letzte Wort, von dem das Evangelium am Anfang schon sprach: Wenn nichts mehr hält, auf Ihn uns verlassen, das heißt glauben, besser: das heißt trauen auf ihn. Das ist unser Glaube und sonst gar nichts, und das ist alles. Aber wohlgemerkt: Das können wir von uns aus nicht machen, er muß uns zuvorkommen, entgegenkommen, wenn uns nichts mehr hält, da sein, so daß wir - ich wage, es so ausdrücken - ihm zufallen, ihm zurutschen, ihm verfallen. Und das ist dann der Trauensglaube. Den machen wir nicht, den ermöglicht er uns. Und so können die Apostel sagen: "**Herr, ermögliche uns Trauen!**" Es heißt nicht 'stärke unsern Glauben', das steht nicht da. Ermögliche uns, daß wir glauben! Sei du mit uns in unserm Leid, unserer Angst, Bedrängnis, Not, Sorge, daß, wenn es so weit ist und nichts mehr uns hält, wir Dir zufallen mit Haut und Haaren, ganz und gar. Das setzt nicht erst ein am Ende beim letzten Schnaufer, das setzt immer schon ein dort, wo wir solche Situationen durchmachen müssen, wo wir, wie man so sagt, am Ende sind. Das sind dann die Augenblicke, in denen unser Trauensglaube, von ihm her uns ermöglicht, wieder frisch wird. Und das, nur das ist unser Glaube. Und davon sprach dieses verwirrende kleine Evangelium heute.

Homilie zu Lk 17,5-10  
27. Sonntag im Jahr (Lesejahr C)  
3.10.2004 Fürstentzell

"Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ward, dann sollt ihr trotzdem sagen: **Unnütze Knechte sind wir**. Wir haben nur unsere Schuldigkeit getan." Was ist es, was dies Wort uns - betroffen machend - zu sagen hat?

Wir bemühen uns so viel nur möglich, gottgemäß zu leben, gottesdienstlich vor ihn hinzutreten in Ehrfurcht und Vertrauen, mühelos. Nun kommt eine Einsicht, die muß man haben: Es führt kein zwingender Weg von unseren Vollbringungen - sagen wir: Leistungen - hinüber zu Gott als einem, der uns zwingend seine Gnade schenkt. Das könnte den Triebmenschen in uns zutiefst enttäuschen, treffen. Aber da ist eine Einladung, und die heißt Vertrauen, Ehrfurcht und Vertrauen. In diesem ehrfurchtsvollen Gegenübertreten, vertrauensvollen Gegenübertreten ist uns zugesagt: **Gott wird von sich her - nicht zwingend, sondern aus Gnade! - sich uns zuwenden**. Dem nachhorchen! In jedem Falle bleibt er **der, der schenkt**, nicht der, der wie ein Apparat funktioniert auf unsere Ehrfurcht, unser Vertrauen. Das ist zwar gegeben, ist sehr schön, ist Gott wohlgefällig. Aber das, was er dann tut, ist Gnade, nicht zwingende Konsequenz. In Gnaden wendet er sich uns zu.

Da ich in diesen Tagen immer wieder Rilke zitiert habe: Er mag alles getan haben, der Bauer, aber "wo die Saat in Sommer sich verwandelt, reicht er niemals hin" - da reicht unsere Tätigkeit nicht hin, ins Wachstum - "**die Erde schenkt**." Also Gott schenkt. **Am Ende sind wir Beschenkte**. Diese Kluft, die da besteht, ist überbrückt, nicht von uns, von Ihm. Er schenkt.

Das also ist der Gedanke, den wir vernehmen dürfen aus dem letzten Sätzchen des Evangeliums. So soll das bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was sich gehört, dann sollt ihr immer noch wissen und sagen: Unnütze Knechte sind wir, wir haben nur unsere Schuldigkeit getan. Was uns zukommt, ist reines Schenken, reine Gabe.